

Werk

Titel: Shakespeare's Greise

Autor: Thümmel, Julius

Ort: Weimar

Jahr: 1883

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338281509_0018|log10

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Shakespeare's Greise.

Ein Vortrag

von

Julius Thümmel.

Die Schätzung des Greisenalters begegnet bei den Kulturvölkern der alten Welt verschiedenen Grundanschauungen. Nach der einen, namentlich im Orient vertretenen, sieht man den Hochbetagten als einen von der Gottheit besonders Begnadigten an und zollt ihm eben deshalb eine bedingungslose, von dem Werthe der Einzelpersönlichkeit völlig unabhängige Verehrung. Wenn bei Homer der greise Nestor spricht, schweigen selbst die leidenschaftlichsten Erörterungen der Griechenfürsten in ehrfurchtsvoller Zurückhaltung. In der Oedipus-Trilogie des Sophokles bringen Volk und Oberherrscher Thebes dem Chor der Greise auch in den erregtesten Situationen eine heilige Scheu entgegen, und ist es eine bekannte Thatsache, daß, so oft ein alter Mann in ein griechisches Theater eintrat, die versammelte Jugend, gleichviel ob vornehm oder gering, sich erhob, um dem Erscheinenden den besten Platz einzuräumen. Auf dieselbe pietätvolle Würdigung des Alters ist auch der Umstand zurückzuführen, daß wir den Areopagus der Athener, den höchsten Kriminal-Gerichtshof und die einflußreichste sittenrichterliche Behörde des griechischen Supremats ausnahmslos mit den erfahrenen, hochbetagten Männern Athens besetzt finden. — Eine gleiche Strömung macht sich im alten Palästina geltend; die Aeltesten des Volks treten hier überall als seine natürlichen Berather auf, als die Lenker der öffentlichen Angelegenheiten, als die unumschränkten Häupter der Familien, gleich gefürchtet und hochgehalten von den Herrschern

wie den Beherrschten. — Und diese Geltung des Alters zieht sich nicht bloß durch die Zeiten des alten Bundes — auch die Verfassung der ersten Christengemeinden ist auf dieselbe Idee gegründet, die ihren traditionellen Einfluß selbst bis in die späteren Jahrhunderte nach Christi Erscheinung fühlbar macht.

Anders gestaltet sich die Schätzung des Greisenalters bei dem herrschenden Volke des Occidents, den Römern. Ihrem lediglich auf das praktisch Verwerthbare gerichteten Sinne gilt jene Vorstellung als eine ethische Seifenblase. Das in Rom landläufig gewordene geflügelte Wort:

Sexagenarios de ponte esse dejiciendos

zeigt uns die ganze Pietätlosigkeit dieses realistischen Völkerstammes, und die Geschichte belehrt uns, daß im Senate zu Rom, in derjenigen staatlichen Körperschaft, in welcher von Hause aus nach der eigentlichen Bedeutung des Wortes die „senes“ für das öffentliche Wohl zu sorgen hatten, mit der Zeit das Greisenalter nur sporadisch und nebenher vertreten war. — Cicero, an der Grenze des letzten Lebensstadiums angelangt, fand es für nöthig, zu seinem eigenen Troste eine Schutzschrift *de senectute* an seinen Freund T. Pomponius Atticus zu richten, worin er das Greisenalter gegen die diesem gemeinhin gemachten Vorwürfe — Unfähigkeit zu den öffentlichen Geschäften, Verringerung der Geistesgaben, Abnahme der Genußfähigkeit, Aussicht auf das nahe Lebensende — allen Ernstes vertheidigt, eine Schrift, die, weil sie etwas Selbstverständliches behandelt, nach den Anschauungen des Orients des vom Verfasser aufgewendeten Apparates von Beweisführungen in der That nicht bedurft hätte. — Von dem Prinzipie der praktischen Brauchbarkeit geht auch das römische Recht aus, indem es den Siebenziger von Kuratel, Tutel und den öffentlichen Aemtern ausdrücklich entbindet — weniger aus Rücksicht, als vielmehr aus Vorsicht.

Die germanische Anschauung gipfelt in einer Verschmelzung der altchristlichen Pietät und der römisch-rechtlichen Auffassung: sie verbindet das Ethische mit dem Praktischen, das Ideale mit dem Realen.

„Die Alten ehre stets —
Du bleibst nicht immer Kind;
Sie waren, was du bist,
Und du wirst, was sie sind“

sagt ein deutsches Sprüchwort.

Nun — was sind sie denn, die Alten? oder wie müssen wir, sie uns vorstellen, damit den jüngern Geschlechtern die ihnen durch

die Sitte gebotene Ehrfurcht nicht abhanden komme? — Würde in der äußeren Erscheinung, Mäßigung im Empfinden, ein stetiges Handeln mit Ueberlegung, eine konsequente Ausübung einer auf langjährige Erfahrung gegründeten Lebensklugheit, jenes harmonische Gleichgewicht des Denkens und Fühlens, welches Shakespeare in dem Begriffe des „Reifseins“ als die Summe aller Weisheit zusammenfaßt und als das höchste erstrebenswerthe Ziel hinstellt und preist — das sind die hervorstechendsten Attribute des Greisenalters, die seine Lichtseite ausmachen. — Dagegen wirkt andererseits das Zurückgehen der physischen Kräfte, bedingt durch eine sparsamere Bereitung des Bluts, durch ein fortschreitendes Erstarren der Muskulatur, durch eine allmähliche Abstumpfung der Sinnesorgane seine tiefen Schatten auf die Erscheinung des seinem Lebensziele entgegengehenden Erdenpilgers. — Aus diesen Zügen nach beiden Seiten hin setzt sich das Bild des normalen Greises zusammen; daß wir jedoch nicht selten Abweichungen von der Norm begegnen, die bei alledem ein gewisses pathologisches Interesse erregen, lehrt die tägliche Erfahrung.

Der dramatische Dichter, der berufen ist, das vielgestaltige Leben wahr zu zeichnen und seinen Charakteren den Stempel der Wirklichkeit aufzudrücken, darf sich hiernach nicht darauf beschränken, nur das Ideale typisch zur Erscheinung zu bringen, Dutzendgestalten in normalem Zuschnitt vorzuführen. Er muß die Realität auch bei ihrer pathologischen Seite erfassen und wird die letztere sogar mit Vorliebe behandeln, sofern die Ausnahme gemeinhin die Aufmerksamkeit in erhöhterem Grade in Anspruch zu nehmen pflegt, als die Regel. — Selbstverständlich wird er hierbei Alles zu vermeiden haben, was das natürliche Gefühl des Zuschauers zu verletzen angethan sein möchte. Wenn er also einen Greis in seinen Verirrungen, in seiner Abnormität darstellt, wird er immerhin der Scheu, die dem Volke vor weißen Haaren eingepflanzt ist, Rechnung zu tragen haben; eine respektable oder doch wenigstens lebenswürdige Seite muß dergestalt in der Charakterzeichnung präzisirt hervortreten, daß die Pietät gegen das Alter nicht gänzlich in Frage gestellt wird. Shakespeare hat dies in reichlichem Maße geleistet. Wie er es verstanden hat, das erste Lebensalter, seine Kinderwelt, in rührend pietätvoller Weise der Volksanschauung gemäß zur Erscheinung zu bringen, so läßt er auch dem letzten Lebensstadium sein Recht widerfahren, indem er, wie der echte Meister der Goldschmiedskunst, Anfang und Ende des Rings mit dem gleich

edeln Metalle seiner Lebensanschauung zusammenschließt. Selbst bei Gestaltung seiner pathologischsten greisen Figuren setzt er das germanische: „Ehret die Alten“ nie aus den Augen: in den Ausschreitungen eines Lear, Shylock, in den Albernheiten eines Polonius oder Schaal, ja sogar in den bedenklichsten Streichen Falstaffs lassen sich Züge erkennen, die die betreffenden Charaktere nicht ganz dem Unwillen des Zuschauers, bezüglich dem Lächerlichen oder gar der Verachtung verfallen lassen.

Zwar spricht sich Jacques in *Wie es euch gefällt* (II, 7) da, wo er die sieben Akte der großen Weltbühne, des menschlichen Daseins durchkritisirt, nicht eben ehrerbietig über die beiden letzten Stadien aus:

— Das sechste Alter

Macht den besockten hageren Pantalon:
Brill' auf der Nase, Beutel an der Seite,
Die jugendliche Hose wohl geschont,
'ne Welt zu weit für die verschrumpften Lenden,
Die tiefe Männerstimme, umgewandelt
Zum kindischen Diskante, pfeift und quäkt
In feinem Ton. Der letzte Akt, mit dem
Die seltsam wechselnde Geschichte schließt,
Ist zweite Kindheit, gänzlich Vergessen,
Ohn' Augen, ohne Zahn, Geschmack und Alles.

Hierbei (wie überhaupt bei Shakespeare) darf man jedoch nicht aus den Augen verlieren, wer dies sagt — nämlich ein blasirter, mit dem Leben fertiger, galliger Gesell, der mit seiner inneren Existenz dergestalt abgewirthschaftet hat, daß ihm nur noch die Narrenjacke als das einzig Erstrebenswerthe vorschwebt, nur weil er mit dem buntscheckigen Habite des *fool* des Privilegiums theilhaftig zu werden verhofft, aller Welt Grobheiten ins Gesicht schleudern zu dürfen. — Daß Jacques auch die übrigen Altersstufen, vom Kinde bis zum reifen Mann, mit seinen Blasphemien beglückt, zeigt zur Genüge, wie dies lediglich ihn, den Lebensbankernteur, als Schmähzüchtigen kennzeichnen soll. Es gehört eben zur Individualisirung dieses modernen Thersites, daß er Alles durchhecheln und begehren darf, was Andere mit Scheu und Rücksicht anzusehen und zu behandeln gewohnt sind; am wenigsten läßt sich dem Dichter die Absicht unterschieben, diesen übersättigten, ausgebrannten Burschen zum Träger einer allgemein gültigen Wahrheit, zum Prädikanten seiner, des Dichters, Anschauungsweise machen zu wollen, so wenig wie einen Timon von Athen oder einen Iago. —

Jacques, wie er einmal angelegt ist, kann sich nur an die Schattenseite des menschlichen Seins in allen seinen Phasen und Vorkommnissen halten, und es müßte in der That befremden, wenn ihn der Dichter aus dieser seiner Rolle herausfallen ließe.

Wenn unser Meister William ferner eine ganze Anzahl seiner Greise als Komiker, sogar wie sie der gelehrte Freund Cicero's, Caecilius, benennt, als *comici stulti senes* vorführt und uns mit unwiderstehlicher Gewalt zwingt, die Imbecillitäten des alten Gobbo oder Schleewein, die steifen Pedanterien Gonzalo's, die Faseleien des Polonius und Schaal's Thorheiten zu belachen, so hat er es doch mit kunstvoller Hand so eingerichtet, daß die Einfalt und Harmlosigkeit dieser Komik nirgends verletzt, die Naivetät aller dieser greisen Erscheinungen eine Empfindung von Herabwürdigung oder Impietät nicht aufkommen läßt. — Bei einigen von ihnen können wir uns sogar eines Gefühls wehmüthiger Rührung nicht erwehren — beispielsweise ist der alte Gobbo im Kaufmann von Venedig solche rührend komische Figur. — Und der bejahrte Sünder Sir John Falstaff führt uns seine allerdings nichts weniger als harmlosen Streiche mit solch drastischem Humor vor, daß wir von vorn herein von dem ehrwürdigen Kranze weißer Haare um das kahle, sektgedunsene Haupt mit Vergnügen absehen und uns ganz gern mit seiner metaphysischen Betrachtung abfinden lassen:

Wenn alt und lustig sein eine Sünde ist, so muß mancher alte Schenkwirth, den ich kenne, verdammt werden.

Auf die Sympathie hin, deren sich der alte Humorist allgemein erfreut, konnte es auch der Dichter wagen, ihn mit einer Eigenschaft auszustatten, die sonst dem damit behafteten Greise einen despektirlich-lächerlichen Beigeschmack giebt, mit einer gelegentlichen Verliebtheit, welche allerdings in Heinrich IV., II. Theils, in der Scene mit Dortchen Lakenreißer eine bedenkliche Wendung nimmt, während das Verhältniß, das Sir John mit den lustigen Weibern von Windsor anzubändigen versucht, mehr den Geldsäcken der reichen Bürgersfrauen gilt, und die Verliebtheit, die der alte Herr als Maske sich vorzubinden für gut befindet, hier lediglich als Mittel zum Zweck auftritt.

Wenn wir nun zur Betrachtung der betreffenden Einzelcharaktere übergehen, so fragt es sich zuvörderst, wie man die Grenzen dieser letzten Altersstufe abzustecken habe? Wir überlassen dies wohl am einfachsten und sachgemähesten dem Dichter

selbst. Allerdings giebt Shakespeare nur bei zweien seiner Greise das Alter nach Zahlen an, beim Lear und bei dem alten Adam in *Wie es euch gefällt*, welche beide er als Achtziger bezeichnet. Bei den übrigen nachstehend skizzirten Figuren pointirt er ausdrücklich ihr hohes, respective Greisenalter und mit diesem Zeugnisse wird man sich begnügen müssen.

Werden sich ferner die greisen Gestalten des Dichters, wie wir dies bei andern Serien seiner Charaktere versucht haben, gruppiren und trotz ihrer Verschiedenheit bestimmten einheitlichen Gesichtspunkten unterstellen lassen? Gewiß — und ich sollte meinen, das Bild des *old man*, wie er sein soll, das Ideal, könnte hierbei von vorn herein bestimmend auftreten. Dem entsprechend dürfte es angebracht erscheinen, zuvörderst die diesem Ideale gemäß Gestalteten, die Normalen ins Auge zu fassen, und demnächst zu erörtern, wie sich zu denselben die Abweichungen, die mehr realistisch-pathologisch Veranlagten verhalten.

Von den ideal gezeichneten Greisen Shakespeare's bilden die erste und vornehmste Gruppe die der Fürsten und Könige.

Wenn wir im gemeinen Leben einen Hochbetagten als das Muster eines Greises, als den Inbegriff von Würde und Weisheit hinstellen wollen, so pflegen wir ihn einen Nestor zu nennen und ihm den ehrenden Beinamen jenes Griechenfürsten zu geben, der trotz seines hohen Alters sich zur Wahrung der griechischen Nationallehre den Mühen einer zehnjährigen Belagerung Troja's aussetzte und nach Homers Schilderung im Rathe der Könige die erste Stelle einnahm. — In *Troilus und Cressida* führt uns der englische Dichter gelegentlich dies Urbild aller Greise vor und zwar im großen Ganzen in der Charakterzeichnung des griechischen Epikers — jedoch spezifisch shakespeareisch gefärbt. Wie bei Homer tritt allerdings der alte Herr überall würdig auf, als ein lebenskluger, erfahrener Mann — seine Erscheinung ist jedoch weniger hoheitsvoll, als vielmehr die eines gemüthlichen, wortreichen, sogar schwatzhaften Biedermanns, so daß ihn Held Hektor bei einer Zusammenkunft der feindlichen Führer mit den Worten begrüßen darf:

Laß dich umarmen, gute alte Chronik,
Die mit der Zeit so lang schritt Hand in Hand.

Dabei versagt sich der englische Dichter nicht, die physische Schwäche des alten Mannes vorzukehren, die er sogar der Spottsucht des Achilles und Patroklos anheim fallen läßt:

wie er sich räuspert und den Bart streicht, wie er sich Nachts beim Ueberfalle waffnet und krankhaft fuschelnd an des Panzers Hals die Nieten ein und ausschiebt.

Abweichend von der Ilias steht ferner nicht sein, sondern des Odysseus Rath im Mittelpunkte der griechischen Entschlieûungen: bei Shakespeare ist es nicht die Weisheit, sondern die List, die ihren Einfluß geltend macht — und Nestors Weisheit in Troilus und Cressida ist noch dazu weniger von politischen Interessen und Erwägungen getragen, als vielmehr von der „Staatskunst des Herzens“, wie sich Kreyssig ausdrückt. —

In dieser Beziehung steht die andere Greisengestalt der Tragikomödie, der Troerkönig Priamus mit ihm auf derselben Stufe. Auch seine Entschlieûungen gründen sich nicht auf das nationale Pflichtgefühl, sondern auf die romantischen Begriffe der Ritterethik, die seine Söhne Paris und Troilus im trojanischen Kriegsrathe besonders pointiren, und welchen sich selbst der verständige Hektor nicht zu verschließen vermag. — Der satyrisch-travestirende Zug, der durch das ganze Drama hindurch weht, macht sich selbstverständlich auch in Nestors Charaktergebung geltend, obwohl sich gerade dieser würdige Greis von seinen griechischen Mitfürsten, ins Besondere dem ungeschlachten Aias, dem brutalen Achilles, dem verschmitzten Stutzer Diomedes auf die vortheilhafteste Weise abhebt und er zusammen mit dem klugen Odysseus gut genug weggommt gegenüber der herben, weltverachtenden Seelenstimmung, welcher der Dichter in diesem Hermaphroditen von Tragödie und Komödie Ausdruck gegeben zu haben scheint.

Als das Produkt einer helleren Schaffensperiode des Dichters stellt sich uns in Ende gut, Alles gut eine stattliche Greisengestalt dar, die, durch und durch ideal geformt, aus der Reihe ihrer Altersgenossen um so plastischer hervortritt, als sie eine große Idee repräsentirt. Der edle König Franz von Frankreich, der nach Greisenart und Gewohnheit sich in Jugenderinnerungen versenkend, darüber klagt, daß ihn das „verhexte Alter überschlichen habe“ (I, 2), leidet an einer vermeintlich unheilbaren Krankheit, wird jedoch durch Helene von Narbonne, die Tochter eines bereits verstorbenen, weltberühmten Arztes, von seinem Uebel geheilt, und vermählt zum Lohne hierfür seinen schönen Doktor mit dem jungen Grafen Rousillon, der dem desfallsigen Befehle seines Lehnsherrn anfangs Widerstand entgegensetzt, weil er die befohlene Heirath als eine Mesalliance ansieht und von sich weist. Diesem

Widerspruche gegenüber entwickelt der König eine Anschauung, die der Vorurtheilslosigkeit und Freiheit seines Geistes alle Ehre macht (II, 3):

Was Schmach dich dünkt, ist nur ihr Rang. Den kann ich
Erhöhn. Höchst seltsam! Unser Blut nach Farbe,
Gewicht und Wärme — gösse man's zusammen —
Vermischte spurlos sich, und dennoch macht es
So mächt'gen Unterschied. Ist tugendsam
Sie sonst in jedem Stück, mißfällt dir nur
Des armen Arztes Tochter, dann mißfällt dir
Die Tugend um den Namen. Das sei fern!
Der tiefste Platz, von dem in's Dasein tritt
Die Tugend, ist geädelt durch die That.
Die That allein giebt Ehre, nicht der Stammbaum.
Drum, weil sie tugendreich und schön und weise
Von der allgütigen Natur gebildet,
Erscheint sie ebenbürtig deinem Adel.
So laß dir sagen, junger stolzer Mann,
Wenn so, wie Gott sie schuf, sie dir nicht mißfällt,
Schaff ich den Rest. Sie giebt als Mitgift sich
Und ihre Tugend, Rang und Reichthum ich.

Hier spricht der Dichter durch den Mund eines Herrschers eine Emanzipationsidee aus — und verschafft ihr Geltung — die selbst nach Verlauf von drei Jahrhunderten bis zur Neuzeit sich noch nicht vollständig hat durcharbeiten können, weder in der Volksmeinung, noch in der Gesetzgebung, wie unliebsam auch in unserem milder gearteten Jahrhundert das Vorurtheil des Standesunterschiedes bei den sogenannten Mißheirathen empfunden, als wie wenig vernunftgemäß es verurtheilt wird. Und daß diese befreiende Idee ein bedächtiger Greis ausspricht, selbst hochgeboren, ein Sproß des edlen Hauses Valois, ein Kavalier durch und durch, ein Aristokrat im sublimsten Verstande, läßt Wort und That um so erheblicher ins Gewicht fallen. — Anfangs gebrechlich, mürrisch gemacht durch vergebliche Heilversuche und unter der Schwere seines körperlichen Zustandes sichtlich leidend, besitzt Franz von Frankreich Elastizität genug, um in liebenswürdigster Weise Audienzen zu ertheilen, hier zu empfangen, dort zu entlassen, hier abzumahnern, dort zu ermuntern, sowohl auf der Einzelnen Wohl als auf Frankreichs Ruhm bedacht. Nach seiner Heilung entwickelt er eine fast jugendliche Thatkraft, indem er nicht allein die Verheirathung des spröden Junkers mit der schönen Arztochter eben so rücksichtslos wie rasch ins Werk setzt, sondern auch durch seine schließliche Intervention dem unfreiwilligen Ehebund einen glücklichen Bestand

sichert und für die verschlungenen Intriguen der Komödie ein erwünschtes Ende herbeiführt. — Diesen seltenen Greis, der die weihevollen Würde des Alters mit der Spannkraft der Jugend, die Vorurtheilslosigkeit des freien Denkers mit der Feinfühligkeit des echten Aristokraten verbindet, stehe ich keinen Augenblick an, als die sympathischste Schöpfung Shakespeares im ganzen Bereiche seiner Männercharaktere zu bezeichnen, ebenso wie sein Seitenstück, die alte Gräfin Rousillon in der Frauenwelt des Dichters eine der hervorragendsten Stellen einnimmt.

Die englische Historie führt uns ferner drei fürstliche Erscheinungen aus dem Hause Lancaster vor, die der Dichter als Muster edelster Gesinnung, ins Besondere in ihrer politischen Thätigkeit, eben so treffend gezeichnet als farbenreich ausgeführt hat, zuvörderst (Richard II. I, 1; II, 3) das greise Brüderpaar Johann von Gaunt und Edmund von York, Beide Söhne Eduards III., Oheime des jungen mißgeleiteten Königs Richard des II. Beide repräsentiren die englische Tüchtigkeit in öffentlichen Dingen, wenn auch in verschiedenen Nuancen. — Der alte Gaunt giebt seinem Patriotismus sowohl durch sein thatsächliches Verhalten gegen die staatliche Mißwirthschaft des Königs, seines Neffen, als auch durch die bekannte Lobrede (II, 2) auf

das gekrönte Eiland,
Das Land der Majestät, den Sitz des Mars,
Dies zweite Eden, halbe Paradies,
Dies Bollwerk, das Natur für sich gebaut,
Der Ansteckung und Hand des Kriegs zu trotzen,
Dies Volk des Segens, diese kleine Welt,
Dies Kleinod in die Silbersee gefaßt,
Die ihr den Dienst von einer Mauer leistet,
Von einem Graben, der das Haus vertheidigt
Vor weniger beglückter Länder Neid —
Den segensvollen Fleck, dies Reich, dies England —
Dies theure, theure Land so theurer Seelen,
Durch seinen Ruf in aller Welt so theuer —

einen eben so unerschrockenen, wie beredten Ausdruck, während sein Bruder York mehr die dynastische Loyalität vertritt, die der Person des gesalbten Königs mit unverbrüchlicher Hingebung anhängt, wie sehr er gleichwohl dessen heillose Verwaltung des Gemeinwesens zu verdammen sich gezwungen sieht. — Wohl einsehend, daß seinem verbannten Vetter Bolingbroke durch Einziehung seines Erbes, den Verkauf seiner Besitzungen das schreiendste Unrecht widerfahren ist, zeihet er diesen

des groben Aufruhrs, schändlichsten Verraths

als der „Gemißhandelte“ mit Heeresmacht auf englischem Boden erscheint, um sein Recht mit Waffengewalt durchzusetzen. Doch da es York nicht ändern kann, da

seine Macht zu schwach und nichts in Ordnung,

so erklärt er:

ich nehme nicht Partei,

als echter Engländer sein Loyalitätsprinzip der Macht der That-
sachen unterordnend. Konsequenter Weise überträgt er demnächst
diese seine legitimistische Gesinnung im vollsten Umfange auf den
neuen König, auf seinen Neffen Bolingbroke, als Richard sein Recht
auf die Krone selbst aufgegeben, den Vetter zu seinem Nachfolger
berufen und das Parlament die Nachfolge bestätigt hat. Hier kon-
zentriert sich die Loyalität des greisen Fürsten mit ihrer ganzen
Wucht auf den rechtmäßigen Thronfolger und zwar dergestalt, daß
er keinen Anstand nimmt, den eigenen Sohn, den Verschwörer
gegen Bolingbrokes Leben, des Hochverraths anzuklagen und selbst
seiner Gattin hindernd in den Weg zu treten, als diese den Sohn
zu retten versucht und Begnadigung von Bolingbroke in der That
erwirkt. —

Herzog Humphrey von Gloster, Bolingbrokes jüngerer Sohn,
Johann's von Gaunt Enkel, Protektor des Reichs während der Minder-
jährigkeit Heinrichs IV., wird uns im zweiten Theile der Heinrich-
trilogie (II, 3) als ehrfurchtgebietende Greisengestalt vor Augen
gestellt. Menschlich und barmherzig, ehrlich und ohne Falsch, ge-
recht und dabei ohne Härte, ein guter Hausvater und Gatte, seiner
Lore mit zärtlicher Liebe anhangend, die sich am treulichsten be-
währt, als ihm in Folge der Machinationen seiner Feinde die Lebens-
gefährtin von der Seite gerissen, zu schimpflicher Strafe verurtheilt
und demnächst in die Verbannung geschickt wird, ehrenfest und
kernig, ein zuverlässiger Freund des Vaterlandes und seines Königs
und nur auf Beider Wohl bedacht, vereinigt er den Patriotismus
seines Großvaters Gaunt mit der Loyalität des Großoheims York,
ein würdiges Gegenstück des unwürdigen Kardinals von Winchester,
des ergrauten Sünders Georg Beaufort, dessen wir früher bei Be-
sprechung der Geistlichkeit bereits gedacht haben,*) sowie der
übrigen gegen ihn, den Protektor, verschworenen Kamarilla: des
gewissenlosen Suffolk, des tückischen York und vor Allen der
dämonischen Königin Margaretha. Beim Volke beliebt und von

*) Jahrbuch XVI, S. 362.

ihm nur ‚der gute Oheim Gloster‘ benannt, von dem jungen König Heinrich hochgehalten und verehrt, fällt der rechtschaffene alte Mann, ein Opfer der Bosheit seiner herrschsüchtigen Feinde und der Energielosigkeit des ohnmächtigen Königs.

In der Gruppe der Politiker, Staatsdiener und Hofleute führt der ehrenwerthe Menenius Agrippa im Coriolan (III, 3 und 4), trotz seiner Gebrechlichkeit ein lebhafter alter Herr, den Reigen. Ein Patrizier Roms von echtem Schrot und Korn, mit Leib und Seele der Adelspartei angehörig und dabei doch populär bei dem Volke, „das er immer geliebt hat“, entwickelt er zunächst bei der *secessio plebis in montem sacrum* eine wunderbare Beredsamkeit, indem er der aufrührerischen, nach Brot schreienden Menge das wohl bekannte Märchen vom Bauch und den rebellischen Gliedern erzählt und dadurch das tobende Volk beruhigt. Ein aufrichtiger Bewunderer der Heldennatur Coriolans sucht er nicht allein dessen Schroffheiten auszugleichen, sondern tritt auch gegenüber den von dem Besieger der Volsker verächtlich behandelten Volkstribunen und plebejischen Bürgern als Anwalt Coriolans auf, wobei er, ohne seine patrizischen Gesinnungen zu verhehlen, das wankelmüthige Volk mit den herbsten Wahrheiten regalirt. — „Von ihm erhalte man doch immer ein gutes Wort“, bezeugt ihm der Volksmund. Allerdings wird seine schlaue Vorsicht durch seines Helden Ungestüm immer wieder zu Boden geworfen. Die vergeblichen Versuche, auf dies vulkanische Temperament beruhigend einzuwirken, ermüden jedoch seine unverwüthliche Geduld nicht, so wenig es ihm die Laune verdirbt, daß er, der von sich sagen kann, Coriolan habe ihn wie einen Vater auf das Zärtlichste geliebt, von diesem barsch zurückgewiesen wird, als er zur Rettung des bedrängten Roms als Bittender im Lager der Volsker vor dem gewaltigen Marcius erscheint. Ein aufgeräumter Lebemann, „einer, der einen Becher heißen Weins liebt, mit keinem Tropfen Tiberwasser gemischt“, einer, von dem man sagt, er sei etwas schwach darin, immer den ersten Kläger zu begünstigen, hastig und entzündbar bei zu kleinen Veranlassungen, einer, „der mit dem Hintertheil der Nacht mehr Verkehr hat, als mit der Stirn des Morgens“ (II, 1), weiß er doch auch recht ernst mit seinem Helden sowohl, als mit den Patriziern wie den Männern des Volks umzuspringen, ein echter Patriot, ein aufrichtiger Politiker, „der sagt, was er denkt und seine Bosheit mit seinem Athem verbraucht“. Der Zauber dieses Charakters, des einzigen in der Tragödie, welchem der Dichter ein helleres Kolorit verliehen hat,

liegt in dem lebenswürdigen Humor dieser allzeit aufgeräumten und dabei für die Schwere der Situation ebenso empfänglichen Persönlichkeit.

Als der diametralste Gegensatz zu dieser heitern Erscheinung stellt sich uns der düstere Titus Andronicus in der gleichnamigen Tragödie dar (I, 2; IV, 4), der Römer aus der spätern Kaiserzeit, in welchem die republikanische Tugend in ihrer ganzen Strenge und Herbigkeit noch einmal grell aufleuchtet, um, wie das große Reich selbst, auf immer zu versinken. Ein zweiter Brutus opfert er mit eigener Hand den einen seiner Söhne, weil sich dieser seinem souveränen Willen widersetzt — ein anderer Virginius stößt er der geschändeten Tochter Lavinia das Schwert ins Herz. — Ein alter Kriegsheld, Besieger der Gothen, deren Königin Tamora er zu seinem und der Seinigen Verderben gefangen nach Rom einbringt, weiß er seinen Absichten im Staate, wie in dem Familienkreise der Androniker eine unbedingte, selbst blutige Geltung zu verschaffen, und wiewohl sich ihm die Ueberzeugung von seinen Fehlgriffen nach dieser wie jener Seite hin aufdrängen muß — von Reue ist bei diesem Eisenkopfe nicht die Rede. — Das Ungemach, das die Rache der von ihm tief gekränkten Gothenkönigin und der Undank des durch sein Gebot zum Kaiser eingesetzten Saturninus über die Familie der Androniker heraufbeschwört, versetzt den alten Mann in ein psychisches Deliriren, in ein Herüber- und Hinüberschwanken vom Irrsinn zu planvoller Besonnenheit, das den Unterschied zwischen dem, was Wirklichkeit und was Maske ist, kaum erkennbar macht. In dieser Beziehung lassen sich zwischen Titus und Hamlet Berührungspunkte aufstellen: Beide brüten Vergeltung, Titus gegen Tamora und die Sippe der Gothen, Hamlet gegen seinen Oheim, den Mörder seines Vaters und den Verführer seiner Mutter; Beide halten es für angethan, zur Erreichung ihrer Zwecke über Rede und That ein Zwielficht zu verbreiten, hinter dem sich ihre Absichten verstecken, Titus mit dem planmäßigen Vorschreiten überlegender Thatkraft, Hamlet mit dem Irrlichteriren thatenloser Zweifelsucht. Bei Hamlet tritt nur das bloß Angenommene seines Wesens offenkundig hervor, so daß der ihn durchschauende Claudius seine Gegenminnen legen kann, während dem besonneneren Titus die vollständige Täuschung der gothischen Sippe gelingt. Beide gehen endlich an ihrem Rachewerk und in Vollziehung desselben zu Grunde. — Wie dem Prinzen Hamlet der Freund Horatio als beruhigendes Element zur Seite gestellt ist, so mildert der Dichter

die Schroffheiten des Helden Titus in der Gestalt seines Bruders Marcus, der, von dem Patrizier Aemilius als ein ehrenwerther Römergreis bezeichnet (V, 3), den alten Römersinn und die Tugend früherer Zeiten inmitten der Verfallenheit eines späteren Jahrhunderts auf eine wohlthuendere Weise zur Erscheinung bringt.

In Maaß für Maaß leuchtet uns ferner das freundliche Gesicht eines greisen Staatsbeamten entgegen, des Richters Escalus, eines alten Herrn vom Staatsrath des Herzogs zu Wien, der sich als das Bild der Redlichkeit und Humanität von seinem jüngeren Kollegen Angelo, dem vom Herzog eingesetzten Statthalter, auf die vortheilhafteste Weise unterscheidet. — Während der Dichter vielfach die Gelegenheit wahrnimmt, die Insolenz, die Ueberhebung, die Untreue des Amtes zu geißeln, scheint er hier sein Ideal verwirklicht zu haben. Gerecht und doch mild (II, 1) —

Laßt scharf uns sein und lieber etwas schneiden,
Als stürzen und zermalmen**) —

entwickelt Escalus eine Eigenschaft, die, allerdings gemeinhin ein Attribut des Greisenalters, ins Besondere dem Richterstande zur Zierde gereicht: Ruhe und eine aus Menschenfreundlichkeit hervorgehende Geduld. Escalus hört die vor seiner Barre Erscheinenden, die sich und ihre Angelegenheiten mit dem Gesetze in Konflikt gebracht haben, trotz ihrer Abschweifungen leidenschaftslos und gemessen an, findet mit der Schärfe seines juridischen Urtheils aus dem Wust von Thorheit und Unverstand, der seinem Spruche unterbreitet wird, das Rechte heraus und trifft mit seiner Sentenz so zu sagen den Nagel auf den Kopf. Schließlich leidet allerdings seine Klugheit auch Schiffbruch, als man von allen Seiten den von ihm so hochgeschätzten Kollegen Angelo der Untreue bezichtigt; seine gemessene Bedächtigkeit geräth sogar gänzlich aus den Fugen, als der verkleidete Herzog in der ihn unkenntlich machenden Kutte des Mönchs über sich selbst in unehrerbietigen Aeußerungen sich ergeht. — Doch ist dies Alles so geschickt eingefädelt, daß die dadurch hervorgerufene Täuschung reichliche Erklärung findet, selbst bei dem alten klugen Richter, dem der volle Dank seines Fürsten zu Theil wird, als dieser „Gleiches mit Gleichem vergilt, Maaß für Maaß.“

Der letzte dieser Serie, ein französischer Hofmann, der Ritter Lafeu in Ende gut, Alles gut, läßt in der Charakterzeichnung einige Porträtähnlichkeit mit Menenius Agrippa erkennen, nur in dem lebhafteren Kolorit mittelalterlicher Romantik. Lafeu ist ein

alter Junker, jedoch von der guten tüchtigen Sorte. Wie sein Lehnsherr König Franz verbindet er die französische Ritterlichkeit mit edlem Freisinn. Ein scharfsichtiger Beobachter zeigt sich der heitere Greis gegen Vornehm und Gering gleich liebenswürdig, human — nur dem boshaften Schwindler Parolles, dem Verführer des jungen Grafen Rousillon, geht er mit unbarmherziger Schärfe zu Leibe. Seine stets bereite Schlagfertigkeit, sein offener Freimuth verleugnen sich auch in der Atmosphäre des Hofes nicht, und den Frauen, den jungen wie den alten, begegnet er mit gleich ritterlicher Galanterie, das Muster eines französischen alten Herrn aus der guten alten Zeit.

Bevor wir eine neue Reihe der *old men* ins Auge fassen, haben wir an dieser Stelle einen Mischling von öffentlichem und privatem Charakter, von einem Helden und pädagogisirenden Hausvater einzufügen: Bellarius im Cymbelin. In den Kämpfen der alten Briten gegen Roms Legionen hat er sich um König und Vaterland verdient gemacht: „narbig ist sein Leib von Römerschwertern“, Ruhm hat ihn zu den Besten erhoben. Das Opfer einer Hofintrigue ist er jedoch verbannt und hat aus Rache dem König Cymbelin seine Söhne Polydor (3jährig) und Cadwall (2jährig) mit deren Amme Euryphile entführt, sich mit ihnen in das Gebirge von Wales geflüchtet und hier die Knaben, fern von „der Städte Wucher und des Hofes Künsten“, zu kernigen Naturmenschen erzogen. — Als neuer Kampf mit Cäsars Legionen entbrennt, stößt er mit den zu Jünglingen herangewachsenen Königskindern unerkannt zu dem britischen Heer und entscheidet die Schlacht in einem Engpaß durch seine tapfere Intervention zu Gunsten seiner Landsleute. — Als er dem Könige die verloren geglaubten Söhne zuführt, wird ihm in Anbetracht seiner geleisteten Kriegsdienste Verzeihung und Lohn. Der trotzig Held, der seinen ehernen Nacken einem ungerechten Verbannungsspruche zu beugen nicht im Stande ist, ohne dem verletzten Rechtsgeföhle mit einem Verbrechen, dem Prinzenraube, Genüge zu leisten, wird uns in dem reizvollen Idyll des III. und IV. Acts als der zärtlich-sorgsame Erzieher der geraubten Königs-kinder vorgeführt, der für die körperliche wie geistige Ausbildung seiner edelgeborenen Pfleglinge ein gleich wachsames, liebevolles Auge hat. — Als der Landesfeind naht, Vaterland und König in Gefahr gerathen, erwacht der frühere Löwenmuth in dem greisen Helden:

„Sterbt ihr für euer Land im heil'gen Streite,
Dann, Kinder, bett' ich mich an eure Seite.“

Er wirft im Verein mit seinen Knaben den Feind und rettet Britannien, den Thron Dessen, der ihn verbannt hat. Eine echt germanische Natur, trotzig und gemüthreich, von stählernem Muthe und doch gefühlvollen Herzens!

Die dritte Gruppe der Normal-Greise bewegt sich innerhalb des häuslichen Kreises, sei es in der Stellung eines Familienhauptes oder in der bescheideneren Sphäre der Dienstbarkeit.

In Romeo und Julia sehen wir an der Spitze der streitenden Guelfen und Ghibellinen zu Verona den alten Kapulet und den Greis Montague (I, 2; V, 3), die Väter des unglücklichen Liebespaares. In beiden haben die Jahre den von den jüngern Familiengliedern und ihrem Anhange gepflegten Parteihaß bis zu dem Grade gemildert, daß Vater Kapulet den Eindringling bei seinem Feste, den jungen Montague Romeo nicht bloß als Gast „gelitten“ haben will, sondern auch dem Feinde das Zeugniß giebt:

Er hält sich wie ein wack'rer Edelmann,
Und in der That Verona preiset ihn
Als einen sitt'gen, tugendsamen Jüngling.
Ich möchte nicht für alles Gut der Stadt
In meinem Haus ihm einen Unglimpf thun.

Der kurz angebundene derbe Patrizier documentirt in diesen Lobsprüchen einen solchen Grad von Gerechtigkeitsliebe und Herzensgüte, daß wir ihm sein sonstiges herbes Poltern, seine bis zur Härte sich steigernde Eigenwilligkeit zu gute halten. Zu unserer Befriedigung weist er dem anmaßlichen Vetter Tybalt, als dieser beim Feste der Kapulets den „Hahn im Korbe spielen“ will, recht gründlich die Wege, und wenn er seiner Tochter Julia in der Heirathsangelegenheit mit dem Grafen Paris in wenig anmuthender Weise sein Verdikt zu erkennen giebt, so will er ja doch nur das Beste des Kindes, ohne von dem bereits Geschehenen eine Ahnung zu haben:

Gott's Sakrament! es macht mich toll. Bei Tag,
Bei Nacht, spät, früh, allein und in Gesellschaft,
Zu Hause, draußen, wachend und im Schlaf
War meine Sorge stets, sie zu vermählen.
Nun, da ich einen Herrn ihr ausgemittelt
Von fürstlicher Verwandtschaft, schönen Gütern,
Jung, edel auferzogen, ausstaffirt,
Wie man wohl sagt, mit ritterlichen Gaben —
Und dann ein albern winselndes Geschöpf,
Ein weinerliches Püppchen da zu haben,
Die, wenn ihr Glück erscheint, zur Antwort giebt:

„Heirathen will ich nicht, ich kann nicht lieben,
Ich bin zu jung, ich bitt', entschuldigt mich!“
Gut, wollt ihr nicht, ihr sollt entschuldigt sein,
Grast, wo ihr wollt, ihr sollt bei mir nicht hausen!

Ganz anders charakterisirt der Dichter Romeo's Vater, den greisen Montague. Gegen Neigung und Temperament an die Spitze seiner Partei gestellt, ist er ganz Milde, Versöhnlichkeit. Die wenigen Worte, die ihm der Dichter in den Mund legt, kennzeichnen ihn besonders als zärtlichen Vater. Zwischen Beiden, dem harten Kapulet und dem weichen Montague, steht als ausgleichendes Element der Pater Lorenzo,*) dessen behagliches Sichergehen in moralistischen Strafpredigten ebenso wie andererseits die darin sich kundgebende Humanität recht deutlich erkennen lassen, wie sehr der gute Kleriker Greis ist.

Von den beiden Brüdern in Viel Lärm um Nichts, Leonato und Antonio präsentirt sich uns der Erstere als ein straffer alter Mann, ein Kavalier, der im Punkte der Ehre nicht mit sich spaßen läßt, von ernster Gemüthsart und dabei für einen heitern Schwank zugänglich. Der Andere ist eine Art Hausonkel, invalid, mit wackelndem Kopfe, dünnen Beinen und zittriger Hand, augenscheinlich im brüderlichen Heim auf dem Auszuge sitzend und seine Renten verzehrend, ein rechtes Familieninventar, eifersüchtig auf die Stammesehre, deren Verletzung durch den Grafen Claudio und den Prinzen Arragon seinen Eifer dermaßen anfacht, daß er alle Welt zum Zweikampf herausfordert und sich dabei recht ergötzlich in den Zorn hineinschwatzt, dem an sich berechtigten Grimme durch immer erneute Ausfälle neue Nahrung gebend.

Greis Aegeon (Irrungen I, 1; V, 1), der Kaufherr aus Syrakus, der typische Komödienvater, verzehrt sich in zärtlicher Sehnsucht nach seinen verloren gegangenen Zwillingsöhnen und landet beim Aufsuchen derselben schließlich in Ephesus trotz des Verbotes, das den Syrakusern schwere Buße, eventuell den Tod androht, falls sie ephesische Stadtgebiet betreten. Als Syrakuser erkannt und in das Haft genommen, ohne Mittel die Buße zu erlegen, erwartet er lebensmüde und gefaßt sein Ende, das der menschenfreundliche Herzog in Erwartung eines günstigen Zwischenfalls hinausschiebt. Der Zwischenfall bleibt auch in einer Reihe ergötzlicher Irrungen nicht aus. Die zum Verwechseln ähnlichen Zwillingsöhne der Antipholus und mit ihnen das sich ebenso gleichende Slavenpaar

*) cf. Jahrbuch XVI, S. 355.

der Dromio richten in Ephesus, wo sie sich zusammenfinden, absichtslos eine heillose aufregende Verwirrung an, die Niemand anders als die verloren geglaubte Mutter der Zwillinge Antipholus, Aegeons Gattin, die hochgebietende Aebtissin eines Klosters, löst. — Die Wiedervereinigung der Eltern und Kinder giebt den melancholischen Alten dem Leben, der Freude wieder, — und glücklich endet der Tag für den bedrängten biedern Greis wie für Alle, die unter dem viel verschlungenen Wirrsal der Irrungen gelitten haben.

Ebenso typisch wie der zärtliche Familienvater Aegeon gestaltet sich Adam, der alte Diener des Hauses Boys in Wie es euch gefällt, das Zugehör einer Herrschaft, der er ein Menschenalter hindurch seine Kräfte gewidmet hat, ein wahres Kabinetstück von Dienstbarkeit und Treue. Von den bösen Anschlägen seines jeweiligen Majoratsherrn, des Freiherrn Olivier, gegen den jüngern apanagierten Bruder desselben, Orlando, unterrichtet, bietet er diesem nicht allein zur Bewerkstelligung der Flucht seine Ersparnisse, sondern geht auch selbst mit ihm in die Verbannung. Die Art, wie er seine Brauchbarkeit trotz seiner achtzig Jahre anpreist, ist geradezu rührend, wogegen aber auch diese wunderbare Anhänglichkeit in der Liebe des jungen Herrn und in der zärtlichen Fürsorge, als der „dorn'ge Stachel der Noth“ die Flüchtigen trifft, ihr Echo findet. — Nach einer unverbürgten Nachricht soll Shakespeare selbst im Globus-Theater den alten Adam gespielt haben.

Von den verehrungswürdigen Gestalten, die wir bisher ins Auge gefaßt haben, scheiden sich wesentlich diejenigen Greise des Dichters, welche, als Abweichungen von dem idealen Bilde, die Vorzüge des letzten Lebensalters nach der einen oder andern Seite hin vermissen lassen, sei es, daß sie die Würde oder die Mäßigung im Empfinden entbehren. Der Defekt der Würde läßt ihre Verkehrtheiten dem Komischen verfallen, während die Disharmonie, die das Uebermaß ihrer Leidenschaftlichkeit hervorruft, sich zum Tragischen wendet.

Die Komik im weißen Haar ist zuvörderst durch eine Gruppe von alten Männern vertreten, bei welchen die physische Schwäche, die *imbecillitas aetatis* in den Vordergrund tritt und zwar nach der Richtung hin, daß diese Imbecillität das Widerspiel zwischen Wollen und Können, d. h. das Lächerliche (nach Jean Paul den sinnlich angeschauten Unverstand) produziert. Das Schuldlose des pathologischen Zustandes benimmt der Situation wie den Charakteren jeglichen bitteren Beigeschmack.

Der alte Gobbo im Kaufmann von Venedig, der Nachbar Schleewein in Viel Lärm um Nichts und der Friedensrichter Schaal in Heinrich IV. und den lustigen Weibern von Windsor mit seinem Amtsbruder Stille (Heinrich IV. II. III, 2; V, 3) stehen in dieser Beziehung auf gleicher Stufe, der erstere hornalt, zwar nicht pfahlblind, doch so ziemlich stockblind, ein dünnes hinfalliges Männchen, naiv genug, um dem reichen Herrn seines Sohnes Lancelot ein Gericht Tauben zum Präsent anzubieten, von einer unendlichen Gutmüthigkeit, die selbst dem spaßhaften Sohne erlaubt, mit seiner Gebrechlichkeit Possen zu treiben — sein Seitenstück, der gute alte Nachbar Schleewein, faselig, kindisch, das Echo seines Kollegen im Amte, des thörichten Konstabels Holzapfel, der Trabant von dessen Dummheiten, von seinem Patron wegen seiner Altersschwäche bemitleidet, obwohl gewöhnlich Nichts sagend von diesem beständig der Redseligkeit geziehen. Und nun vollends das Friedensrichterpaar Schaal und Stille, der eine ein fahriger Schwätzer, der andere ein phlegmatischer Schweiger, Beide von den armseligen Brocken einer flachen Vergangenheit zehrend, die sie mit Marktpreisen für ein Joch Ochsen und eine Mandel guter Schafe vermengen, Beide gefoppt von Falstaff und seinen Gesellen, ein Dioskurenpaar der kapitalsten Schwachköpfigkeit, so liebenswürdig einfältig, so entzückend albern, wenn der eine von seinen Großthaten auf der Universität und den vornehmen Verbindungen seiner Jugendzeit prahlt, der Andere bei der Flasche eine nie geahnte Beredsamkeit und eine ebenso überraschende Sangeslust entwickelt.

Diesen komischen alten Thoren schließen sich die zwei greisen Hofleute im Sturm und im Hamlet, Gonzalo und Polonius an, um einige Grade gescheiter zwar, als die vorhergehenden, wie es ihre Stellung als Kämmerer ihrer Monarchen verlangt, aber immerhin der Gegenstand und die Zielscheibe des Gespöttes für die Höflinge und Prinzen, Beide an sich respektable alte Männer, geschätzt von ihren Lehnsherren; Polonius ein vorsorglicher, energischer Familienvater, Gonzalo ein treuer Vasall, der Lebensretter seines frühern Herrn und seines jetzigen Gebieters.

Wenn der wackere alte Gonzalo bei all seinem Biedersinn, seiner Redlichkeit eine komische Figur spielt, so wird dies dadurch erklärlich, daß alle diese Eigenschaften durch die karrikierte Würde, die sich der alte Herr beilegt, durch den weitschweifigen Schulmeisterton, in dem er über Alles und im Grunde genommen über Nichts spricht, durch die hölzerne Pedanterie seines ganzen Wesens

in den Hintergrund gedrängt werden. — In viel erhöhterem Maße ist dies bei Polonius der Fall. Dem Kämmerer des Dänenkönigs Claudius fehlt es außerhalb seines Familienkreises, namentlich im Kontakte mit dem Hofe an aller Würde; seine Haltlosigkeit wirft sogar den moralisirenden, die Ehre seines Hauses eifersüchtig überwachenden Familienvater über Bord, wenn es diesem darauf ankommt, seine weltmännische Art herauszukehren. — Dem alten Roué gilt die Beobachtung der äußern Dehors, der gentlemännische Anstrich, der bloße Schein als gleichbedeutend mit der guten Sitte selbst, und wenn er dem nach Frankreich übersiedelnden Sohne Laertes noch so goldene Lebensregeln mit auf den Weg giebt (Act I. Sc. 3), so setzt er den sittlichen Werth der väterlichen Vermahnungen durch das *Laissez-faire* der Instruktion für den Mentor des Sohnes, den Diener Reinhold in Act II. Sc. 1, bis auf ein geringfügiges Theil selbst wieder herab. Obwohl er als Hüter seiner Stammesehre dem Verhältnisse zwischen Ophelia und dem Prinzen Hamlet entgegenarbeitet, ist er doch auf den Eindruck, den seine schöne Tochter auf den Thronerben Dänemarks macht, eitel genug, um immer wieder auf die Verliebtheit des Prinzen als die Ursache seiner vermeintlichen Geisteszerrüttung zurückzukommen. Nicht wenig auf seine Lebensklugheit eingebildet, mengt er sich mit vorwitziger Geschäftigkeit in Alles, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie unendlich lächerlich sich dabei seine flache Geschwätzigkeit ausnimmt. Selbst den Schauspielern muß Hamlet einschärfen, sich über den alten Herrn nicht lustig zu machen, obwohl er für seine Person recht unbarmherzig mit seinen Sarkasmen auf ihm herumtrommelt. Nur Claudius begegnet seinem Kämmerer mit achtungsvollem Ernste — natürlich! der Beutelschneider von Gewalt und Reich, der Hanswurst von König, wie Hamlet ihn nennt, braucht für seine erborgte Existenz solche Kreaturen; die Polizeinatur des alten Horchers kommt ihm zu Hilfe, wenn er seine krummen Wege wandelt. Polonius, das willenlose Werkzeug des Lasters, der vorwitzige Trabant einer dämonischen Macht stirbt in seinem Berufe — an einem Mißverständnisse. Prinz Hamlet, ihn „für einen Andern nehmend“, spießt ihn auf wie eine Ratte, als er hinter der Tapete den Spion abgiebt. Da liegt er „der Rathsherr, still, geheim und ernst fürwahr, der sonst ein alter schelm'scher Schwätzer war“. Und trotz aller seiner Abgeschmacktheiten muß doch etwas an ihm gewesen sein, was den Sohn zum Aufruhr, die Tochter in den Wahnsinn treibt, da sein Tod ruchbar wird:

Sein Bart war weiß wie Schnee,
Sein Haupt dem Flachse gleich:
Er ist hin,
Und kein Leid bringt Gewinn —
Gott helf ihm ins Himmelreich.

So trete denn der Letzte, der Bedeutsamste der *senes comici* vor uns, das Haupt der Schnapphähne von Eastcheap, „das ehrwürdige Laster, die Eitelkeit bei Jahren,“ Sir John Falstaff.*) Schon die Physis dieses Fleischbergs, seine ungeheure Leibesfülle stellt seine dünnleibigen Koaetanen in Schatten — mit der Biegsamkeit seines Humors, der Schlagfertigkeit seines Witzes, der Unverwundlichkeit seiner Laune, welches alles mit der Unbeholfenheit seines Körper-Volumens wunderbar kontrastirt, überragt er selbst die ideal charakterisirten lustigen alten Herren. Gelegentlich, wenn es gilt, einen Schelmstreich auszuführen**), gebärdet er sich freilich wie der Jüngste seiner Umgebung, wobei es ihm nicht darauf ankommt, selbst dem Kundigen gegenüber ein Dutzend Jahre von seinem Taufschein abzuhandeln.***) Wenn es ihm dagegen anders paßt, betont er sein Greisenthum, indem er sich eine Gravität beilegt, die selbstverständlich nur angemäßt ist. Schon früher bei Besprechung des *miles gloriosus*†) hatten wir Gelegenheit hervorzuheben, daß die Landsknechtsnatur des fetten Ritters das Heldenthum parodire. Dasselbe gilt auch hier; Sir John ist ein ganzer Charakter, Alles an ihm ist aus einem Gusse — jede Faser in ihm eine Parodie. Die Persiflage seiner selbst ist der Grundzug seines Humors, und der alte Schlaukopf weiß recht wohl, daß die Selbstverspottung seine Position beim Prinzen Heinz allein haltbar

*) *Go thy ways, old Jack* (Heinrich IV., Th. I, Act II, Sc. 4) desgl.: *That he is old his white hairs do witness it*, sagt Falstaff von sich selbst. Der Lord Oberrichter (Heinrich IV., Th. II, Act I, Sc. 2) hält ihm vor: *Do you set down your name in the scroll of youth, that are written down old with all the characters of age? Have you not a moist eye? a dry hand? a yellow cheek? a white beard? a decreasing leg? an increasing belly? Is not your voice broken? your wind short? your chin double? your wit single? and every part about you blasted with antiquity? and will you yet call yourself young?* Und Dortchen Lakenreißer (Act II, Sc. 4): *When wilt thou begin to patch up thine old body for heaven?* Endlich der junge König Heinrich (Act V, Sc. 4): *I know thee not, old man etc.*

**) cf. die bereits citirte Scene mit dem Lord Oberrichter.

***) Heinrich IV., Th. I, Act II, Sc. 4. Falstaff schneidet selbstredend auf, wenn er sagt: *and, as I think, his age some fifty, or, by 'r lady, inclining to threescore.*

†) Jahrbuch XIII, S. 7 ff.

macht. So lacht denn alle Welt, wenn der graue Sünder den würdigen Alten spielt; höchstens das schwache Fassungsvermögen der Frau Hurtig läßt sich durch solch gelegentliches Auftreten dupiren. — Allerdings in einem Punkte wahrt Sir John den Anstand wirklich: er betrinkt sich nie, was bei seinem Sektkonsum wunderbar genug erscheint. Welche Massen müssen dazu gehört haben, diese Sturmfestigkeit gegen die Einwirkungen des Alkohols hervorzuzaubern! — Den bedenklichsten Punkt in Falstaffs greiser Figur bildet, wie oben schon angedeutet worden, sein Verkehr mit dem schönen Geschlecht. Doch auch hier ist der alte Ritter zu klug, den geckenhaften Amoroso zu spielen; seinen Galanterien giebt er den Anstrich patronisirender Zärtlichkeit; er läßt immer durchblicken, daß er seine Favoritinnen mit der herablassenden Zuneigung des gereiften Manns nur beglücke — er liebt gewissermaßen mit Reserve von oben herab, indem er sich das Air eines Gönners giebt, und persiflirt also auch in dieser Beziehung die Würde seiner grauen Haare.

Sir John nimmt aber auch die Weisheit seiner Jahre für sich in Anspruch, und man muß gestehen, seine Metaphysik hat immer Hand und Fuß. Freilich gipfeln seine Betrachtungen gewöhnlich in Cynismen und greifen in der Regel nicht über die Bierhaussphäre hinaus — indessen sind sie mit solch drastischem Witze gewürzt, mit so schlagender Beweisführung vorgetragen, daß, wer überhaupt Sinn für den Humor hat, sich Falstaffs lustiger Komik nicht entziehen kann. Man höre nur, wie er den Sekt apologisirt (Heinrich IV., II. Theil, Act IV. Sc. 3):

Ein guter spanischer Sekt hat eine zwiefache Wirkung an sich. Er steigt euch in das Gehirn, zertheilt da alle die albernen und rohen Dünste, die es umgeben, macht es sinnig, schnell und erfinderisch, voll von behenden, feurigen und ergötzlichen Bildern; wenn diese dann der Stimme, der Zunge überliefert werden, was ihre Geburt ist, so wird vortrefflicher Witz daraus. Die zweite Eigenschaft unseres vortrefflichen Sekts ist die Erwärmung des Bluts, welches, zuvor kalt und ohne Bewegung, die Leber weiß und bleich läßt, was das Kennzeichen der Kleinmüthigkeit und Feigheit ist: aber der Sekt erwärmt es und bringt es von den innern bis zu den äußersten Theilen in Umlauf. Er erleuchtet das Antlitz, welches wie ein Wachfeuer das ganze kleine Königreich, Mensch genannt, zu den Waffen ruft, und dann stellen sich alle die Insassen des Leibes und die kleinen Lebensgeister aus den Provinzen ihrem Hauptmann, dem Herzen, welches, durch dies Gefolge groß und aufgeschwellt, jegliche That des Muthes verrichtet. Und diese Tapferkeit kommt vom Sekt, so daß Geschicklichkeit in den Waffen

nichts ist ohne Sekt: denn der setzt sie in Thätigkeit. Und Gelahrtheit ist ein großer Haufe Goldes von einem Teufel verwahrt, bis Sekt sie promovirt und in Gang und Gebrauch setzt.

Und wie steht es mit der Erfahrung? Nun! Prinz Heinrich erkennt sie ihm zu — im Sektkosten und Trinken, im Kapaunenzerlegen und Essen, in dem Raffinement, mit dem er Wirthe prellt, thörichten Landjunkern Geld abschwindelt, von nicht ausgehobenen Rekruten Abfindungssummen erpreßt, auf der Landstraße Beutel erschnappt. Sein Virtuosenhum des Lebensgenusses ist überhaupt die Frucht langjähriger konsequenter Uebung, und so zeigen sich in Falstaffs faunistischem Gesicht die hauptsächlichsten Züge des normalen Greisenantlitzes — nur ironisirt; sein ganzes Ich ist ja die leibhaftige Travestie des Ideals.

An letzter Stelle gelangen wir zu der Gruppe derjenigen Shakespeare-Greise, welchen der Mangel an Mäßigung ein tragisches Geschick bereitet, zu Shylock,*) Lear, Gloster.

Kein Charakter des englischen Dichters hat — etwa Hamlet ausgenommen — so verschiedenartige Auffassungen erfahren auf den Brettern wie in den kritischen Besprechungen, wie der greise Jude, der seinem Feinde, dem Kaufmann Antonio, eine Summe Geldes leiht, um sich am Verfalltage mit der von dem Schuldner eingesetzten Buße eines Stücks Menschenfleisches zu begnügen — der alte Vater, dem seine abenteuerliche Tochter mit einem guten Theile des so ängstlich behüteten Reichthums davonläuft — der hart gesottene Wucherer, den ein spitzfindiger Richterspruch um dreitausend Dukaten und um seine ganze Existenz prellt — der fanatische Israelit, der zur Strafe seiner Bosheit die verabscheute Christentaufe über sein graues Haupt ergehen lassen muß, der alte Shylock. Heinrich Heine**) erhebt ihn zum Helden, wie dies zuerst Edmund Kean als Darsteller gethan, und sieht in ihm den Vertreter der alttestamentarischen Anschauungen, den Märtyrer aus dem verfolgten Stamme der Kinder Israels, die respektabelste Person im Stück neben der beglückenden, sonnigen Porzia. Gervinus***) faßt ihn rein ethisch und kommt natürlich zu dem Resultate, daß der Dichter in dem Juden einen Auswurf der Menschheit gezeichnet habe. Kreyssig†) betont seinen Egoismus und Ulrici'n††) erscheint

*) *Antonio and old Shylock, both stand forth* Act IV, Sc. 1.

**) *Shakespeare-Galerie* II, S. 314 ff.

***) I, S. 308.

†) III, S. 379. — ††) II, S. 325.

Shylock als eine bedauernswerthe, verfallene Ruine einer großen Vergangenheit, der glimmende Aschenfunke eines verloschenen Glanzes, der nicht mehr erwärmen und beleben, wohl aber noch brennen und zerstören kann. Rümelin*) sieht das grausige Element, das in der Fabel steckt, wie eine Knecht-Ruprechts-Farce an, nur dazu angethan, den Jubel des Parterres über das schließliche Geprelltwerden des alten Mauschels hervorzurufen, und wirft den letzteren mit dem deutschen Pelzmärte in eine und dieselbe Rangklasse, indem er hierbei auf die possenhafte karrikierte Darstellungsweise des Shakespeare'schen Freundes und Charakterspielers Burbadge sich beruft, der doch jedenfalls unter den Augen des Autors der Intention desselben bei Konzipirung des Charakters gefolgt sein müsse.

Diese Verschiedenheit der Auffassungen ist jedenfalls darauf zurückzuführen, daß die Ausleger den einen oder anderen Charakterzug gesondert hervorheben, ohne eine Vereinigung aller zu versuchen, wiewohl die Einzelheiten in einer sich gegenseitig bedingenden Wechselwirkung stehen.

Als Grundzug in Shylocks Charakter tritt zunächst der Geiz hervor. Als Wucherer ist der Jude bereits auf dem Rialto verschrien, als ihn der Dichter einführt. Sein Diener Lancelot gilt ihm als ein „Fresser, 'ne Schnecke zum Gewinn“ und weil „in seinem Stock keine Hummeln baun,“ läßt er ihn ziehen zu Einem, dem er möge „den aufgeborgten Beutel leeren helfen.“ Als er zu Bassanio's Nachtmahl geht, sorgt er sich um die verschlossenen Thüren mit der Aengstlichkeit des Geizhalses:

fest gebunden, fest gefunden —
Das denkt ein guter Wirth zu allen Stunden.

Und in der Scene, in welcher ihm sein Stammesgenosse Tubal mit den erdichteten Nachrichten von Jessika's Vergeudung seiner Reichtümer peinigt, offenbart sich diese Leidenschaft in den wildesten Ausbrüchen:

Ich wollte, meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte die
Juwelen in den Ohren; wollte, sie läge eingesargt zu meinen Füßen
und die Dukaten im Sarge.

Den Geiz legt er sich mit der seinem Stamme eigenen Dialektik zurecht: der Wucher ist ihm nicht allein Glaubenssache, auf

*) Seite 160 u. ff.

religiöser Basis beruhend, wie aus der Berufung auf Jakobs und Labans Lämmerhandel hervorgeht, er gilt ihm auch als vernünftig, rechtlich begründet und wird, sofern er sich gekreuzt sieht, zur Quelle maßloser Rachsucht. — Den königlichen Kaufmann verfolgt der alte Jude,

weil er aus gemeiner Einfalt
Umsonst Geld ausleiht und hier in Venedig
Den Preis der Zinsen uns herunterbringt.

Er will sein Leben, weil er ihm „ne halbe Million gehindert.“ Als ihm die Tochter, der Dieb, mit soviel davongegangen, und er so viel aufwenden muß, um den Dieb zu finden, gipfelt sein Schmerz in dem Aufschrei: „Keine Genugthuung! Keine Rache!“ Sein verhärtetes Gemüth weiß Nichts von Gnade; das Evangelium der Liebe weist er mit Hohn zurück — er steht auf seinen Schein, und das Recht, das ihm Antonio's Verschreibung giebt, vertheidigt er mit der ganzen Schärfe semitischer Schlaueit:

Ihr fragt, warum ich lieber ein Gewicht
Von schnödem Fleisch will haben, als dreitausend
Dukaten zu empfangen? Darauf will ich
Nicht Antwort geben; aber setzet nun:
Daß mir's so ansteht; ist das Antwort g'nug?
Wie? wenn mich eine Ratt' im Hause plagt,
Und ich, sie zu vergiften, nun dreitausend
Dukaten geben will? — ist's noch nicht Antwort g'nug?
Es giebt der Leute, die kein schmatzend Ferkel
Ausstehen können; Manche werden toll,
Wenn sie 'ne Katze sehn. Nun euch zur Antwort:
Wie sich kein rechter Grund angeben läßt,
Daß der kein schmatzend Ferkel leiden kann,
Der keine Katz', ein harmlos, nützlich Thier —
So weiß ich keinen Grund, will keinen sagen,
Als eingewohnten Haß und Widerwillen,
Den mir Antonio einflößt, daß ich so
Ein mir nachtheilig Recht an ihm verfolge.
Habt ihr nun 'ne Antwort?

Wenn ihm dies so wohl vertheidigte Recht, an dessen Unverbrüchlichkeit der alte, starre Mann glaubt, durch einen Rabulistenkniff versagt wird, wenn dem greisen Juden Alles in Trümmer geht, woran sein Herz hängt: Reichthum, Familienglück, der Glaube der Väter, kann er nicht anders als tragisch wirken. Allerdings muß man zugeben, daß die Sentenz, welche Shylocks Wohlstand vernichtet und die Rümelin als ein „Kinderstubenstückchen“ bezeichnet:

Der Schein hier giebt dir nicht ein Tröpfchen Blut —
Die Worte sind ausdrücklich ein Pfund Fleisch;
Vergieß kein Blut — schneid' auch nicht mehr noch minder,
Als g'rad ein Pfund. — Ist's minder oder mehr,
Als ein genaues Pfund
So stirbst du und dein Gut verfällt dem Staat.

vor der fachmännischen Rechtswissenschaft nicht bestehen kann. — Nach altrömischem Rechte, welches im Zwölftafelgesetz das *in partes secare* des verfallenden Schuldners für zulässig erklärte, würde nach der ausdrücklichen Vorschrift: „*si plus minusve secuerit, sine fraude esto*“ aus dem Mehr oder Minder des Ausschnitts für den schneidenden Kläger nichts Bedrohliches erwachsen sein, und sofern das Blut in dem Fleisch als natürlicher Bestandtheil inbegriffen ist, müßte der von jeher als *regula juris* geltende Grundsatz des Gajus: „*in toto et pars continetur*“^{*)} dem Kläger füglicher Weise auch das Recht gegeben haben auf den Theil des Ganzen, auf das dem Fleische inwohnende Blut. In der That aber war der Schein, soweit dieser die betreffende Klausel enthielt, nach dem gemeinen Rechte des Mittelalters, wie auch jetzt noch, als *contra bonos mores* laufend an sich ungültig.

Indessen können wir von allen technisch juridischen Bedenken mit Fug und Recht abstrahiren. Wie Jhering im seinem „Kampfe um das Recht“ treffend bemerkt, muß es dem Dichter freistehen, sich seine eigene Jurisprudenz zu bilden und dürfte nur hinzuzufügen sein, daß die Freiheit des Dichters in dieser Beziehung durch die ewigen Gesetze der Ethik ihre natürliche Begrenzung findet, welche letztere zugleich die Wahrscheinlichkeit der Handlung vermittelt. Daß aber im vorliegenden Falle das Vorgehen Shylock's gegen den verfallenden Kaufmann unsittlich ist und dem Kläger kein moralisches Unrecht geschieht, wenn der schlaue Richter, ohne das formelle Recht geradezu zu beugen, dem bedrohten Kaufmann ein Hinterpförtchen öffnet, durch welches er ihn entslüpfen läßt, wird Jedermann begreiflich finden. Der unbefangene Zuschauer wird dies Mittel zum Zweck eben so gläubig hinnehmen, wie es der Dichter geboten hat, der seiner novellistischen Quelle des Giovanni Fiorentino um so unbedenklicher folgte, als ihm, dem Engländer, die rabulistische Buchstaben-Auslegung der Verschreibung einleuchten mußte.

Die Shylock-Fabel, der Ulrici den Grundgedanken: *summum jus summa injuria* unterbreitet, kann sonach vom Dichter nur ernst

^{*)} cf. fr. 113 Dig. 50, 17 de regulis juris.

behandelt sein, und wenn Burbadge — was übrigens nicht einmal verbürgt ist — dem Charakter des Juden bei der Darstellung in Blackfriars einen komischen Anstrich gab, so hat der geniale Schauspieler sicherlich nur die sarkastische Seite des greisen Semiten besonders hervorgehoben. Shylock hat ja den ätzenden Witz seines Stammes und entwickelt fast bei jeder Gelegenheit ein gutes Theil beißenden Galgenhumors, zumal dem muntern Graziano gegenüber, durch dessen höhnisches Witzgefecht das Publikum aus der bedrückenden Atmosphäre der spannenden Handlung erlöst wird. Hat sich nun das damalige Parterre im Globustheater durch alle diese Momente besonders ergötzen lassen, — wie dies ja noch heutigen Tages geschieht, so berechtigt das doch nimmermehr zu den Rümelinschen Schlußfolgerungen. — Shylocks Geschick im Haus und im Gerichtssaal kann nichts Anderes als Mitleid erregen; sein Charakter ist und bleibt tragisch, und kann man sich danach nur mit der jetzt allgemein auf der Bühne herrschenden Auffassungsweise Kean's einverstanden erklären.

Zum Schluß haben wir noch die pathologischste Greisengestalt in Betracht zu ziehen, welche der Dichter geschaffen hat, Lear, den König von England, der so wenig Witz in seiner kahlen Krone hat, daß er seine goldene verschenkt, den verblendeten Vater, der zwei heuchlerische undankbare Töchter zu seinen Müttern macht und ihnen die Ruthe in die Hand giebt, den typisch gewordenen Repräsentanten kurzsichtiger Thorheit, die sich auf den Altentheil setzt, um sich bei lebendigem Leibe beerben zu lassen, das leibhaftige Bild des Auszüglereleends, wie es noch heut zu Tage in jedem Dorfe zu finden ist und so lange zu finden sein wird, wie die Sehnsucht nach Ruhe die alten Männer „zu Nullen ohne Ziffern“ macht.

Im Lear haben wir die Ruine eines hünenhaften Recken vor uns, der ehemals jeder Zoll ein König war, vor dem der Unterthan zitterte, wenn sein Auge rollte, der, gewöhnt an Macht und Größe, an Dienstwilligkeit seiner Umgebung, keinen Widerspruch duldet, reizbar, jähzornig, ein eigenwilliger Herrscher bis zu dem Augenblick, wo er selbst „seine Krone in zwei Hälften zerschneidet wie ein Ei, um sich das Inwendige herausessen zu lassen.“ Das Alter, das die Leidenschaftlichkeit abzustumpfen pflegt, hat sie bei diesem ungebändigten Naturmenschen nur gesteigert; die mit den Jahren gemeinhin wachsende Urtheilskraft ist bei ihm zu einem armseligen Minimum eingeschrumpft. Sein jähzorniges Aufbrausen, hervorgerufen durch Cordeliens Schweigen und Kents Widerspruch, läßt

sich in der That nicht anders erklären, als daß Lear von vornherein am Cäsarenwahnsinn, wie Elze sich ausdrückt, am verrückt gewordenen Absolutismus krankt. Wem der Anlaß zu Kents Bann und Cordeliens Verfluchung zu gering erscheint (Göthe nennt ihn absurd), der möge sich erinnern, daß die Julier, bei welchen der Cäsarenwahnsinn Familienerbtheil war, um geringfügigerer Dinge willen Leib und Leben der Ihrigen und ihrer Umgebung in bedenklichere Situationen brachten. — Rümelin macht dem alten Manne zum Vorwurf*), daß er bei der unüberlegten Theilung seines Reichs nicht wenigstens für einen anständigeren Auszug gesorgt hätte, z. B. durch Vorbehalt gewisser Schlösser und Einkünfte — schade, daß Lear nicht in der Lage war, den Universitätskanzler zu Tübingen als juridischen Berather und instrumentirenden Notar für seine Kontraktstipulationen zuzuziehen — sicherlich hätte ihm die Vorsicht des „Realisten“ über die Konflikte mit den bitterbösen Töchtern hinweggeholfen!

Den bereits in der ersten Scene der Tragödie vorhandenen, nur latenten pathologischen Zustand des Alten bringt der Undank der beiden Töchter Goneril und Regan zur zweifellosen Erscheinung. Sein Groll wächst von Auftritt zu Auftritt vom dumpfen Vorsichhinbrüten bis zur tobenden Wuth, je mehr ihm die unverhüllte Abscheulichkeit seiner Töchter entgegentritt. Da steht er auf der Haide, bei Donner und Blitz, im strömenden Regen, der kahle Auszügler, der einst ein allmächtiger Selbstherrscher war, umsonst bemüht, den Elementen zu gebieten; da sehen wir ihn, von seinem Narren unter das schützende Dach einer armseligen Hütte geleitet, in seinen Phantasien den strafenden Richter über den Undank spielen, tiefen Sinn mit tollem Unsinn mischend; da tritt er uns auf dem Blachfelde bei Dover blumengeschmückt entgegen, wie er über die ganze Welt und seine eigene Thorheit Gericht hält (IV, 6):

Sie schmeichelten mir wie Hunde und erzählten mir, ich hätte weiße Haare im Bart, ehe die schwarzen kamen. Ja und Nein zu sagen zu allem, was ich sagte! Ja und Nein zugleich — das war keine gute Theologie! Als der Regen einst kam, mich zu durchnässen und der Wind mich schauern machte und der Donner auf mein Geheiß nicht schweigen wollte, da fand ich sie, da spürte ich sie aus. — Nichts da — es ist kein Verlaß auf sie; sie sagten mir, ich sei alles — das ist eine Lüge: ich bin nicht fieberfest!

*) Seite 71.

Und als endlich unter der Wucht dieser Gemüthsstürme der stattliche Bau zusammenbricht, finden wir den Schiffbrüchigen in den Armen der verstoßenen Cordelia zum Kinde geworden, rührend geduldig, mit seinen Phantasien in ein heiteres Reich der Träume versetzt, dem ihn selbst seine und Cordeliens Gefangennahme nicht zu entrücken vermag (V, 3):

— Komm fort, zum Kerker fort!

Da laß uns singen, wie Vögel in dem Käfig.
Bittst du um meinen Segen, will ich knien
Und dein Verzeihn erflehn. So woll'n wir leben,
Beten und singen, Märchen uns erzählen
Und über gold'ne Schmetterlinge lachen.

Nur einmal noch flammt der alte Hünenmuth auf: Lear erschlägt den Henker Cordeliens; doch mit dieser Vergeltungsthat hat er das Restchen physischer und moralischer Kraft erschöpft — er kann sich nur noch in den erschütterndsten Klagelauten über die Leiche des gemordeten Kindes beugen:

Und todt mein armes Närrchen? Nein, kein Leben!
Ein Hund, ein Pferd, 'ne Maus soll Leben haben,
Und du nicht einen Hauch? O du kehrst nimmer wieder,
Niemals, niemals, niemals, niemals!
Ich bitt euch, knöpft hier auf — ich dank euch, Herr.
Seht ihr dies? Seht sie an, seht ihre Lippen,
Seht hier — seht hier!

So stirbt der achtzigjährige Greis am gebrochenen Herzen.

Sein Seitenstück, den alten Grafen Gloster, treibt ebenfalls eine unselige, durch die Intrigue seines Bastardsohnes Edmund hervorgerufene Verblendung dazu, den edeln Sohn Edgar zu verstoßen. Auch ihn trifft dafür der Undank des Bevorzugten, daß er gleich seinem Lehnsherrn und noch dazu geblendet in Nacht und Elend hinaus muß. Gloster ist jedoch kein Recke wie der gewaltige Lear, bei ihm ist Alles milder geartet. Während das Unglück Lears Riesenbau zertrümmert, daß es kracht und dröhnt, beugt es nur Glosters schmiegsameres Wesen. Dieser will in seiner Noth Hand an sich selbst legen, woran ihn Edgars vorsorgende Liebe hindert — Lear denkt nicht daran, sein Elend zu kürzen. Seine sittliche Verzweiflung, eine seiner Heldennatur entsprechendere Richtung nehmend, tobt nur nach dem unausbleiblichen Rachegericht über die Unnatur, derweil Gloster von dem einzigen Wunsche beseelt wird:

O mein Sohn, mein Edgar!

Den des betrog'nen Vaters Zorn vernichtet!

Erlebt ich noch umarmend dich zu sehn,
Dann sprach' ich: wieder hab' ich Augen.

Der mildern Art gemäß ist auch sein Ende. Das ersehnte
Glück, den verstoßenen Sohn segnen zu können, wird dem alten
Manne zu Theil:

Doch ach, sein wundes Herz, schon für den Kampf
Der feindlichsten Gefühle, Freud' und Schmerz,
Zu schwach, brach lächelnd.

So sehen wir diese beiden Greisengestalten an dem Uebermaß
der Leidenschaften zu Grunde gehen, und tief erschüttert rufen
wir mit dem wackern Albanien aus:

Den Aeltsten war das schwerste Loos gegeben,
Wir Jüngern werden nie so viel erleben.
